

Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **30 (1971)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Kurzanzeigen - Annonces sommaires

ROCH VALIN, *La méthode comparative en linguistique historique et en psychomécanique du langage*, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1964, 57 p. (*Cahiers de psychomécanique du langage* 6).

Roch Valin, der sich als uneigennütziger Schüler und Nachlaßverwalter darum bemüht, dem Gedankengut von Gustave Guillaume zu weiterer Verbreitung zu verhelfen, unternimmt in der vorliegenden Schrift den Versuch, die Guillaumesche «psychomécanique du langage» dadurch zugänglicher zu machen und ihr gegenüber Vorurteile abzubauen, daß er sie mit der historisch-vergleichenden Grammatik konfrontiert. Er ist überzeugt, daß zwischen beiden Methoden Gemeinsamkeiten bestehen, ja, daß die psychomechanische Linguistik die einzig richtige und einzig mögliche Anwendung der vergleichenden Methode im Bereich der synchronischen Forschung ist. Wie der Sprachhistoriker die romanischen Formen *nuit*, *notte* und *noche* auf einen gemeinsamen Nenner in der Form eines vlt. **nocte* zurückführt¹, sucht der Psychomechaniker im Bereich der synchronischen Erfassung eines *signifié*² auch einen gemeinsamen Nenner zu finden, indem er zum Beispiel die verschiedenen Verwendungen des frz. *imparfait* («signifiés d'effet») auf eine Grundfunktion («signifié de puissance») zurückführt.

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich glaube nicht, daß man durch den Vergleich zwischen der Suche nach einem gemeinsamen Nenner für verschiedene Formen verwandter Sprachen und der Suche nach einem gemeinsamen Nenner für verschiedene Auswirkungen der Aktualisierung auf die *signifié*-Seite eines Morphems³ der Guillaumeschen Linguistik neue Anhänger gewinnen kann. In diesem Sinne ist Valins Versuch kaum geglückt. Das heißt nun aber nicht, daß die Studie nicht lesenswert wäre. Es finden sich darin kluge Bemerkungen zur historisch-vergleichenden Methode, und es findet sich darin eine weitgehend klare und kohärente Darstellung der Erklärung des frz. *imparfait* in Guillaumescher Sicht (p. 30–52)⁴. Man kann Valin auch nicht vorwerfen, daß er die Unterschiede zwischen den beiden Formen der Suche nach einem Generalnenner übersehe. Er formuliert sie zum Teil treffend und macht dabei

¹ Der Asterisk wird folgendermaßen begründet: «Ce **nocte* n'est, bien entendu, pas la forme attestée en latin classique comme ablatif, mais l'ancien accusatif *noctem* qui a perdu sa finale nasale» (p. 10 N 2).

² Währenddem die Termini *signifiant* und *signe* von GUILLAUME radikal anders verwendet werden als von SAUSSURE (indem weitgehend eine Auswechslung stattfindet), ist das Guillaumesche *signifié* dem Saussureschen wenigstens ähnlich; nicht gleich, da GUILLAUME den Begriff des *signifié* sowohl für die Sprache (*langue*) als auch für die Rede (bei SAUSSURE *parole*, bei GUILLAUME *discours*) verwendet und dabei annimmt, einem *signifié de puissance* auf der Ebene der Sprache könne auf der Ebene der Rede eine ganze Reihe von *signifiés d'effet* entsprechen.

³ Ich verwende hier meine eigene Terminologie, in der *signifié* selbstverständlich auf die Ebene der Sprache beschränkt ist und Morphem ein Monem (= kleinste sprachliche Einheit mit Zeichencharakter) meint, das keinen substantiellen (d.h. semantischen), sondern einen relationellen (d.h. morphologischen) Gehalt hat.

⁴ Ich sage «weitgehend», weil der Leser auf p. 49 über einen offensichtlichen Bruch in der Gedankenführung stolpert.

überaus lesenswerte Bemerkungen zum Gegensatz zwischen Synchronie und Diachronie und zur Verschiedenheit des Verhältnisses, in welchem Sprache und Rede zur Zeit stehen⁵. Doch alles Positive, das abfällt, hätte in anderer Perspektive auch sonst gewonnen werden können und rechtfertigt nicht die problematische Parallelsetzung der beiden Formen der Suche nach einem Generalnenner. Darüber hinaus muß noch auf einen Punkt hingewiesen werden. Die Studie von Valin kann den Eindruck erwecken, die Suche nach einem Generalnenner sei im Bereich des *signifié* immer von Erfolg gekrönt. Dies ist aber keineswegs der Fall. Im Gegensatz zu anderen Forschern und in Übereinstimmung mit den Guillaumisten bin ich allerdings der Überzeugung, daß das *signifié* des Morphems des frz. Imperfekts – und überhaupt das *signifié* von Morphemen – einheitlich ist und in diesem Sinn einen Generalnenner für alle Verwendungseffekte darstellt⁶. Sollte sich Valins Vergleich auf das *signifié* schlechthin beziehen (was allerdings nirgends ausdrücklich gesagt wird; p. 28 könnte aber zu dieser Annahme verleiten), müßte ich dagegen mit allem Nachdruck Stellung nehmen. Denn bei der *signifié*-Seite von Semantemen (Lexemen) liegen die Verhältnisse wesentlich anders⁷.

G. H.

★

YVAN LEBRUN, *Anatomie et physiologie de l'appareil phonatoire*, Bruxelles (Labor) – Paris (Nathan) 1968, XII + 103 p., 37 ill.

La phonétique n'est pas une science, mais il y a essentiellement trois phonétiques: la phonétique linguistique, la phonétique acoustique et la phonétique physiologique. Les linguistes modernes s'intéressant moins à la réalité physique et physiologique des sons qu'à leurs interrelations et à leurs fonctions, il est évident que le domaine de la recherche en matière de phonétique non linguistique leur échappe totalement et qu'il leur faut utiliser le résultat d'études entreprises par d'autres chercheurs.

Les acousticiens ont donné, après la guerre, une impulsion nouvelle à la phonétique acoustique. Les découvertes faites à cette époque n'ont pas été sans influencer notablement certaines théories linguistiques.

Dans le domaine de la physiologie de la parole, les résultats semblent moins fracassants; pourtant les recherches se poursuivent sans relâche, ce qui est d'autant plus méritoire que la spécialité nez-gorge-oreille est l'une des plus ardues.

Y. Lebrun, qui est à la fois phonéticien et physiologue, se propose, dans le petit ouvrage dont il est question ici, de faire le point au sujet des théories concernant le fonctionnement de l'appareil phonatoire, mais aussi de remettre en question un certain nombre de faits qui lui paraissent insuffisamment établis. Il cite, à ce sujet, le problème de la force articulo-voicée et conclut que «l'opinion que les consonnes se distinguent par leur force articulo-voicée»

⁵ Cf. p. 23–27 und 54–57.

⁶ Ich würde die Funktion des frz. *imparfait* allerdings etwas anders darstellen als GUILLAUME (cf. dazu *Tempus, Aspekt und Modus*, *VRom.* 24 [1965], 269–301 und *Das Tempussystem als Auffassungsschema der «erlebten Zeit»*, *VRom.* 26 [1967], 199–212; besonders p. 273–277, 282, 289s., 299 der ersten, p. 200–204 der zweiten Studie) und vor allem auch zwischen eigentlicher und metaphorischer Verwendung unterscheiden, wobei die Tempusmetapher dadurch gekennzeichnet ist, daß sich eine temporale Distanz unter dem Zwang von Kontext und Situation nicht temporal verwirklichen kann und daher in eine andere – modale – Distanz umschlägt.

⁷ Cf. dazu meine Studie *Bedeutung als Semstruktur* in diesem Heft.

n'est autre chose qu'une idée reçue» (p. 6). Soit. On nous permettra cependant de faire remarquer que les modestes palatogrammes présentent des différences notoires entre fortes et douces. Si l'on veut admettre, avec Y. Lebrun, que la différence qui existe entre un /t/ et un /d/ alémanique n'est pas de force articulatoire, il faudra que les physiologues nous disent de quelle nature elle est, car les deux phonèmes sont distincts.

Ce point, qui inaugure d'ailleurs curieusement l'ouvrage, est le seul qui intéresse directement le linguiste. Les autres remises en question (le terme est bien ambitieux) sont parfois d'un style assez naïf. Qu'on en juge: «On voit donc que le phonème n'est pas une unité articulatoire» (p. 25) ou «... le ventriloque ne se sert nullement de son ventre pour parler» (p. 28). D'autres incitent à la réflexion: «Il apparaît donc qu'il n'existe pas de corrélation stricte entre les variations de la fréquence fondamentale de la voix et le phénomène perceptif qu'on appelle l'intonation» (p. 34). Cette constatation est à rapprocher de celle que faisait Marguerite Durand en démontrant qu'entre la durée perçue et la durée chronologique, il y avait une différence à laquelle on ne s'attendait pas. Il est vrai que la nature n'a pas fini de nous étonner.

La partie la plus substantielle de l'ouvrage est consacrée, comme nous venons de le dire, aux théories relatives à la production de la voix: myo-élasticité ou neuro-chronaxie? L'auteur se garde de conclure – M. Kloster-Jensen en fait la remarque dans la préface – ce qui lui permet de ne pas rejeter les théories de Husson. Mais ses considérations finales sont proches de celles énoncées dans *Message et phonétique* par Lafon. Nous ne pouvons que regretter que cet ouvrage intelligent ne soit jamais cité.

Une collection de 37 illustrations tirées d'ouvrages déjà publiés vient compléter le texte. Certaines d'entre elles pourraient choquer les personnes à la nature trop sensible.

Il existe une remarquable initiation aux problèmes de l'acoustique à l'usage des linguistes (celle de Ladefoged). Il manque encore une initiation à la physiologie et à l'anatomie de la parole qui compléterait utilement l'ouvrage précédent.

Jean-Pierre Métrol

★

HENRY MENDELOFF, *A Manual of Comparative Romance Linguistics. Phonology and Morphology*. Washington D.C. (Catholic Univ. Press) 1969, XIV + 123 p.

L'auteur s'adresse aux étudiants anglophones de linguistique romane. Désireux d'éviter toute polémique, il a réuni des informations auprès des plus grands experts dans chaque domaine et évité de prendre position.

Son livre constitue une longue compilation comparée de formes, phoniques ou morphologiques, du bas-latin et des principales langues romanes. Il ne dépasse pas le niveau d'un abrégé élémentaire. Vu sous cet angle, il pourrait bien ne pas rencontrer le succès escompté auprès de nos étudiants, car son prix d'achat est très élevé.

Les langues considérées sont le gallo-roman (français et provençal), l'ibéro-roman (espagnol, catalan et portugais), le réto-romanche (dialecte sursilvain), l'italo-roman (italien et logoudorien, dialecte sarde), enfin le roman balkanique (roumain, le dalmate ayant disparu). L'auteur semble ne pas les connaître toutes à fond. Ses notions de romanche, notamment, ne vont pas très loin puisqu'il ne sait même pas qu'il y existe deux types d'affriquées (cf. p. 17, 18, 26, etc.).

Les évolutions phonétiques sont présentées de façon parfois brouillonne. Le phénomène du bouleversement quantitatif, et de l'isochronie qui en est résulté en bas-latin, n'est pas

clairement exposé. Le *e* ouvert et le *e* fermé du bas-latin sont traités dans un même paragraphe, *o* ouvert et *o* fermé également. Du point de vue didactique, on aurait eu avantage à traiter chaque voyelle séparément. Les consonnes dites finales sont mal définies: certaines d'entre elles sont des consonnes latines, d'autres des consonnes romanes. En second lieu, on déplorera que les exemples soient donnés dans la graphie de la langue concernée et non en phonétique: ils perdent de leur clarté. Enfin, on reprochera à l'auteur d'avoir trop simplifié la présentation de l'évolution.

La morphologie contient une comparaison portant sur les noms, les verbes, les pronoms, les articles, les adjectifs, les adverbes et les numéraux. Contrairement à ce que nous avons relevé à propos de la phonie, les stades intermédiaires sont pris en considération, et le vieux-français, le vieil-espagnol, etc., sont heureusement et largement cités. L'énumération des formes a quelque chose de fastidieux, mais la présentation en est claire, de sorte que l'on trouve facilement les points de comparaison. Certaines omissions devraient être supprimées, par exemple celle de *Usted* (p. 68) dans le système pronominal espagnol.

En appendice, on trouvera un échantillon de chaque langue et un petit glossaire de la terminologie linguistique très pratique malgré son caractère sommaire et ses définitions à l'emporte-pièce ou curieusement tautologiques.

Une bonne bibliographie termine l'ouvrage. On pourrait la compléter avec les introductions de Malkiel et de Bal.

Ce livre rendra certainement quelques services aux étudiants auxquels il est destiné.

Jean-Pierre Métrol

★

HORST HEINTZE, *Dante Alighieri – Bürger und Dichter*, Berlino e Weimar (Aufbau-Verlag) 1965, 247 p.

Il lettore troverà in questo libro un'introduzione chiara ed accessibile alla lettura di Dante. I principali aspetti della personalità e dell'opera del poeta vengono messi in luce in maniera ordinata e vivace, ed allo stesso tempo con sicurezza e ricchezza d'informazione. L'aver saputo armonizzare queste due esigenze ci pare costituire il merito maggiore di Heintze; ciò significa anche che l'intento del libro è raggiunto. Il volume infatti sembra scritto più per una vasta cerchia di lettori colti che non per gli specialisti. Conformemente a quest'intento anche le note e la bibliografia si limitano ad alcuni rinvii fondamentali. Dopo una prima parte dedicata alla vita di Dante (con particolare riguardo alla situazione storica e sociale di Firenze e dell'Italia), vengono esaminate le opere minori (adeguatamente messe in rapporto con la letteratura del tempo: ad esempio, per quanto riguarda la poesia d'amore, troviamo abbondanti informazioni sul Dolce stil nuovo e sulla poesia francese e provenzale) e quindi *La Divina Commedia*: Heintze ripercorre con il lettore il viaggio dantesco e termina fornendo analisi particolari degli episodi di Francesca, Farinata e Sordello. Infine troviamo due capitoli dedicati alla fortuna di Dante in Italia ed in Germania: un panorama rapido, ma informato ed essenziale (fra i riferimenti forse meno noti citiamo quello che mette in relazione l'episodio di Francesca con un romanzo moderno, *Spätestens im November*, di Hans Erich Nossack).

L'ispirazione marxista del libro, uscito nella Germania orientale, appare in alcuni particolari. I discreti riferimenti socio-economici indicano un determinato interesse da parte dell'autore, interesse per altro legittimo e che non si manifesta in maniera esclusiva ed unilaterale. Nelle primissime righe del libro, per riassumere la grandezza di Dante, Heintze

ricorda le parole di Friedrich Engels, che, nella prefazione all'edizione italiana del Manifesto comunista, definì Dante l'ultimo poeta del Medio Evo ed il primo dei tempi moderni. Fra i critici italiani uno dei più citati è Gramsci, definito «einer der größten Wegbereiter des gesellschaftlichen Fortschritts in Italien» (p. 218); definizione che ci sembra piuttosto soggettiva anche se non vogliamo certo mettere in dubbio l'importanza del personaggio di Gramsci per la cultura italiana del Novecento e l'interesse delle sue pagine dantesche su Farinata e Cavalcante (ora in *Letteratura e vita nazionale*), né tanto meno sminuire il rispetto dovuto ad un uomo morto in prigione per coerenza con le sue idee (benché non siano le nostre).

Ma il particolare più curioso è il paragone tra Dante esule che fece parte per se stesso ed il romanziere francese Jules Vallès (1832–1885, autore della trilogia *Jacques Vingtras*): «Wir denken unwillkürlich an einen uns zeitlich viel näheren verbannten Dichter einer ganz anderen Kommune, der bittere Klagen über seine Mitverbannten ausspricht: Jules Vallès» (p. 34). Heintze ha il diritto di fare gli accostamenti che vuole, solo è piuttosto strano che menzioni Jules Vallès senza spiegare chi egli sia (buona parte dei lettori probabilmente lo ignorano, forse persino nella Repubblica Democratica Tedesca) e soprattutto che egli consideri l'accostamento così spontaneo («unwillkürlich» – «spontaneamente»).

Antonio Stäuble

★

ÁLVARO GALMÉS DE FUENTES, *El libro de las batallas* (narraciones caballerescas aljamiado-moriscas), Oviedo (Universidad de Oviedo) 1967, 113 p.

Se trata de un discurso pronunciado por el autor con motivo de la inauguración del año académico 1967–68 en la universidad de Oviedo. Aunque nada se dice a este respecto, cabe suponer que el texto impreso amplíe o refunda, en mayor o menor medida, otro texto primitivo destinado a la exposición oral.

En la «introducción» a su trabajo el profesor Galmés describe el *Libro de las batallas* como un «conjunto de composiciones¹ caballerescas, tradicionales y maravillosas, en que se narran, noveladas, las expediciones guerreras de los primeros tiempos del Islam» (p. 9). Este *Libro de las batallas*, contenido en un manuscrito «de papel y letra del s. XVI» (ibíd.), es entroncado con una tradición de narrativa árabe, vieja de siglos, que encontró materia abundante y tentadora en la triunfal epopeya de los primeros tiempos del Islam. Es el género *al-sīra*, nombre que tiene el sentido de 'conducta' o 'modo de vida' y cuyo plural *siyār*, unido al vocablo *al-magāzī* 'expediciones militares' (*siyār wa-l-magāzī*), designa en los historiadores musulmanes las aventuras de los prohombres del Islam, bajo Mahoma, eje éste de la acción caballeresca. El género *al-sīra* fue pronto conocido en España y de él se hicieron en Al-Andalus compendios y comentarios en abundancia. El *Libro de las batallas* guardaría con el género *al-sīra* una «evidente relación» (p. 16).

Pasa seguidamente el autor a exponer (p. 17–32) cómo el núcleo fundamental de las narraciones que componen el *Libro de las batallas* se refiere a hechos documentados históri-

¹ El conjunto consta de ocho relatos, procedentes del ms. 5337 de la Biblioteca Nacional de Madrid, más otros dos: la *Leyenda del Alcázar de Oro y la historia del dragón con 'Alí ibnu abī Tālib*, custodiado en la biblioteca del Palacio Real de Madrid, y la *Leyenda de 'Alí ibnu abī Tālib y las cuarenta doncellas*, que se conserva en la Academia de la Historia (antigua colección de don Pascual Gayangos).

camente, haciendo ver también el tratamiento poético de que han sido objeto en cada caso. A continuación (p. 33–56) pasa revista a los «elementos caballerescos y maravillosos» de la obra, relacionándolos con la tradición árabe y occidental. El héroe 'Alī es un paladín invencible cuyo valor no conoce límites; se le aplican sobrenombres ennoblecedores; su sable lo ha recibido en calidad de regalo del mismo Mahoma (p. 34–35). Para enardecer a las huestes se invoca el propio nombre, así como los de la mujer e hijos (p. 36–40). Se requiere la presencia femenina en los combates, en calidad de espectadora, para que aumente así el coraje de los que luchan (p. 40–41). La mujer llega incluso a tomar parte en los lances de armas (motivo de la doncella guerrera) (p. 41–42). El ángel Gabriel se aparece al Profeta para prevenirlo de los peligros y aleccionarlo acerca de cómo alcanzar la victoria (p. 42–44). Se recurre al motivo del sueño présago (p. 44–45). Aparecen milagrosamente objetos con poderes mágicos, gigantes de dimensiones hiperbólicas, palacios encantados, dragones o «culuebros» terribles, demonios y seres maléficos llamados *jinn* (p. 45–53), etc. Por último (p. 57–69), el profesor Galmés afirma el «realismo e historicidad» del *Libro de las batallas*, en el que «nunca [...] el tema mítico logra oscurecer la narración del suceso real» (p. 57). Llama también la atención sobre las precisiones existentes en los nombres geográficos y de persona. El héroe 'Alī es un personaje esencialmente humano; su grandeza consiste ante todo en la calidad de hijo de sus obras; ni siquiera se disimulan sus defectos físicos; la inevitable idealización que de él se hace es sobria y mesurada. En cuanto al estilo – cuya ley artística «pudiera concretarse en la libre combinación de lo narrativo con lo dramático y, en muy escasa medida, con algunos elementos líricos» (p. 69) – el autor afirma que «deja una impresión de espontaneidad, a la que no es ajeno su lenguaje de tono popular y aun dialectal aragonés» (p. 68). Como «apéndices» se publican el pasaje del *Libro de las batallas* referente a la batalla de Hunayn y el texto del historiador Tabarī relativo al mismo suceso bélico (en traducción francesa de H. Zotenberg), a fin de que el lector pueda cotejar la versión poética y la erudita del suceso, apreciando por sí mismo las características apuntadas.

El trabajo constituye una primera aproximación al tema y como tal ha de ser acogido y juzgado. Se echa de menos una mayor precisión acerca de la fecha en que fue redactado el *Libro de las batallas*. También hubiera sido deseable que el texto en cuestión se nos diera «situado» con relación al panorama general de la literatura caballeresca europea y más concretamente en relación con la aparecida en la Península Ibérica: Cifar, Amadís. Asimismo hubiera valido la pena, pensamos, detenerse más en consideraciones sobre el estilo literario de los relatos, a fin de llegar, en este sentido, a una valoración más fundada. El profesor Galmés ha tenido ante todo presente el paralelismo entre el *Libro de las batallas* y otros testimonios épico-caballerescos. Esta manera de proceder se justifica por cuanto los relatos moriscos, poco conocidos aún, están llamados a desempeñar un papel importante en el estudio de conjunto de la épica. Pero insistimos en que se trata de una primera aproximación al *Libro de las batallas*. Dado el interés de éste, y dado también el interés global de la literatura aljamiado-morisca, en cuya exploración se ocupa actualmente el profesor Galmés², cabe esperar que lo que se dice en el trabajo objeto de esta reseña despierte vivo interés entre los estudiosos.

Luis López Molina

² En el momento de redactar esta reseña nos enteramos de la publicación de la *Historia de los amores de París y Viana* (edición, estudio y materiales por Alvaro Galmés), Madrid 1970, que forma parte de la proyectada *Colección de Literatura Española Aljamiado-Morisca*.

J. G. HERCULANO DE CARVALHO, *Estudos linguísticos*, I, Lisboa (Editorial Verbo) 1964, 219 p.

Der erste der beiden Sammelbände umfaßt zur Hauptsache zwischen 1950 und 1957 redigierte Artikel, die nach dem Nachwort der vorstrukturalistischen, durch das umfangreiche *Coisas e palavras* gekennzeichneten Schaffenszeit Carvalhos angehören. Sie stellen in ihrer Gesamtheit ein vielfältiges Mosaik historisch, geographisch und kulturell orientierter Sprachwissenschaft dar.

Die französische Übersetzung (von 1553) der *História do Descobrimento e Conquista da Índia* von Fernão Lopes de Castanheda enthält ca. 50 «exotische» Bezeichnungen für nicht-europäische Gegenstände oder Produkte, die nach Carvalho im Entdeckungszeitalter in Reisebeschreibungen Eingang fanden. Neben indischem Lehnwort überrascht der hohe Anteil arabischer, aus Nordafrika oder dem Orient stammender Wörter. Für *agomia* nehmen das *Elucidário*, Nascentes und Corominas marokkinischen Ursprung an. Gleichen Ursprung vermutet Carvalho für *algalia* und *almadia* (p. 14), obwohl Corominas letzteres dem Hispano-arabischen zuweisen kann. Hispanoarabisch ist ebenfalls *atabales*. Carvalho nimmt es wegen «seines exotischen Gebrauches» trotzdem in die Liste auf. Für *atalaies* sollte die Bedeutung 'kleine leichte Kähne' gegenüber *atalaya* 'Wachturm, Wache', nach dem *Elucidário* dieselbe Form, erklärt werden. Da somit nicht alle aufgeführten Lehnwörter dem Entdeckungszeitalter angehören, wäre eine Aufteilung des exotischen Wortschatzes in Schichten von Interesse.

Die nächsten zwei Artikel befassen sich mit dem Problem des Mirandesischen. Carvalho glaubt, daß die Zuteilung des Gebietes zur Diözese Astorga vom 8.–11. Jahrhundert infolge Eroberung von Bragança durch die Mauren der Grund für die Einführung leonesischer Dialekte in Miranda sein konnte, daß diese sich aber nur dank der intensiven leonesischen Kolonisierung im 13. Jahrhundert, die wahrscheinlich bis ins 15. Jahrhundert andauerte, festigten und hielten. Diese These impliziert, daß die Terra de Miranda ursprünglich nicht Leonesisch sprach, was von Menéndez Pidal in der Folge bestritten wurde. Im zweiten einschlägigen Artikel gibt Carvalho der Terra de Miranda den Status einer Sprachinsel und dem Mirandesischen den Rang einer «lingua caçurra» als der Sprache der Bauern und Hirten. Da aber gleichzeitig gesagt wird, daß die Bewohner von Miranda dreisprachig sind, wäre eine eingehende soziolinguistische Differenzierung beim selben Sprecher aufschlußreich.

Den vier lateinischen Etyma mit AU + D + Vokal LAUDARE, AUDIRE, GAUDERE bzw. *GAUDIRE, CLAUDERE bzw. *CLAUDIRE entsprechen apg. agaliz. *loar*, pg. *louvar*, ngaliz. *lou(v)ar*; apg. *oir*, pg. und ngaliz. *ouir*, *ouvir*; apg. *gouvir*, (*en*)*chouvir*, agaliz. *goír*, (*en*)*choir*, ngaliz. *choer*, *choir*, *chouvir*. Die Formen mit Monophthong herrschen in den Cancioneiros vor, doch führt Carvalho auch Belege für das Vorhandensein der modernen Formen mit Diphthong in der alten Sprache an, was ihn dazuführt, eine Entwicklung LAUDARE > *LODARE > *loar* > *louvar* abzulehnen und aufgrund von Belegen für *loar*, *oir* galizischen Ursprung anzunehmen. *Oir* und *ouvir*, *loar* und *louvar* werden damit zu geographischen Varianten der gemeinsamen Basisformen *ouir*, *louar*. Die zwei Resultate beruhen nach Carvalho auf verschiedener Auflösung der ungewöhnlichen Lautsequenz *-oui-*.

Ausgehend von 1. Person Präsens *sálio* anstelle von zu erwartendem **salho* schloß Lüdtke auf eine archaisierende Artikulation des *-i-*. Demgegenüber verweist Carvalho auf die analogische Umformung der 1. Person apg. *arço*, *queiro*, *moiro*|*mouro*, *finço*, *senço* usw. in *ardoquero*, *morro*, *finjo*, *sinto*. Im Sinne seiner *i*-Hypothese faßt Lüdtke ebenfalls die Synkope von *-l-* z. B. in *Santa Vaia* gegenüber der Palatalisierung in *Valha* und die Synkope von *-n-* in *testemoio* als älter auf. Carvalho weist hier aber auf den gelehrten Charakter der Formen agal.-apg. *testemõio*, sp. *testimonio*, it. *strano* usw. hin.

Erhaltung von intervokalischen *n* und *l* wie in *Mértola* und *Odiana* ist mozarabisches Merkmal, dessen nördliche Grenze durch Menéndez Pidal mit den Toponymen *Madroneira*, *Molino* und *Fontanela* gezogen wurde. Durch die Toponyme *Avenal* und *Malga* wird sie nun bis zum Mondego vorgeschoben.

Die Resultate von -*κγ*- werden im Portugiesischen dargestellt als -*z*- (*juízo*), -*z*-/-*ç*- (*faz/face*, obwohl hier der Wert von -*z* nicht mit Sicherheit festgelegt werden kann) oder ausschließlich -*ç*- (*laço*, *fogaça* usw.); diejenigen von -*τυ*- als -*z*-/-*ç*- (apg. *razom/raçom*; *vezo*, *viço* usw.) oder ausschließlich als -*ç*- (vgl. die zahlreichen Erbwörter *aguçar*, *cabeça* usw.). Im Gegensatz zu Nunes, Williams und Huber hält Carvalho die stimmlose Affrikate als das ältere Resultat für das Portugiesische, die Sonorisierung hingegen als ein in seinem Ursprung geographisch (galizisch-portugiesische Zone) und soziolinguistisch (gehobene Sprache) begrenztes Merkmal.

Theodor Ebnetter

★

WALTER H. HIRTLE, *The Simple and the Progressive Forms*, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1967, 115 p. (*Cahiers de psychomécanique du langage* 8).

Ideenmäßig stützt sich der Verfasser auf G. Guillaume und R. Valin und führt so die Tradition innerhalb dieser Reihe von Publikationen weiter.

Im ersten Viertel seines Buches, dem theoretischen Teil, legt Hirtle die Grundbedeutung («basic meaning») für die «simple form» (= S.F., z.B. *I sing*) und die «progressive form» (= P.F., z.B. *I am singing*) fest, während er im zweiten Teil diese Theorie anhand von zum Teil heiklen und vieldiskutierten Beispielen zu verifizieren sucht.

Der gemeinsame Nenner für das Oppositionspaar «S.F. : P.F.» ist nach Hirtle «Ausdruck der Ganzheit : Ausdruck des Teils», in seiner Terminologie «perfective : imperfective» genannt.

Die Gegenüberstellung S.F. : P.F. wird damit als Aspektunterschied aufgefaßt, vergleichbar mit der französischen Opposition *passé simple/passé comp.* : *imparfait*, wobei, gemäß der Perspektive des Sprechers, mit dem p.s. (p.c.) das Geschehen als ganzes, d.h. mit Anfang, Verlauf und Ende, gesehen wird, während mit dem *imparfait* nur die mittlere Phase ins Blickfeld rückt¹. Versucht man, diese Theorie auf das Englische zu übertragen, so ergeben sich Schwierigkeiten bei den Verben, die einen Zustand ausdrücken. Während normalerweise diese Verben im Französischen auf der Stufe der Vergangenheit sich mit dem *imparfait* verbinden, steht im Englischen die S.F., auch wenn nur der Verlauf gesehen wird².

Darum bezieht Hirtle die Begriffe der Ganzheit und des Teils auf den lexikalischen Gehalt («notional/lexical content») des Geschehens («event»), als Oberbegriff von Handlung

¹ Diese Aspektopposition wird von G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 275, vor allem N 9, mit den Ausdrücken *komplexiv* und *kursiv* gefaßt, während *perfektiv* und *imperfektiv* zur Bezeichnung einer Aktionsartopposition verwendet werden. Das ist aber nur eine Frage der Terminologie. – E. LEISI, *NS* 1960, 219, formuliert die Aspektopposition zwischen S.F. und P.F. folgendermaßen: Bei der S.F. erscheint «der Vorgang nicht gegliedert sondern von A bis Z zusammengefaßt». Die P.F. dagegen sieht das Ereignis im Verlauf; dabei «wird nur die Mitte des Vorgangs klar gesehen, Anfang und Ende dagegen verdunkelt oder – mit einem Ausdruck des Films – ausgeblendet».

² Cf. den folgenden Hinweis von E. LEISI auf diese Schwierigkeit: «Da die P.F. einen Vorgang als *dynamischen* Ablauf auffaßt, kann sie nur da stehen, wo ein solcher überhaupt vorstellbar ist. Dies ist nicht der Fall bei Verben, welche eine rein statische Beziehung ausdrücken ...» (*Das heutige Englisch*, Heidelberg ⁵1969, p. 121).

[«action»] und Zustand [«state»]³. Bei einer Handlung ist der lexikalische Gehalt eines Verbs auf alle Momente («Instant 1-n») verteilt. Für den Ausdruck der Ganzheit einer Handlung durch die S.F. ist die Summe aller Momente nötig nach der Formel

$$\text{Action: } I_1 + I_2 + I_3 + \dots + I_n = 1$$

Bei einem Zustand gleicht jeder Moment dem andern, und in jedem Moment ist der gesamte lexikalische Inhalt aktualisiert. Der durch das Verb ausgedrückte Moment impliziert alle andern. Die Gesamtheit des lexikalischen Inhalts ist also ausschlaggebend für die Anwendung der S.F. Die Formel lautet hier:

$$\text{State: } I_1 = I_2 = I_3 = \dots = I_n = 1$$

(z.B. *He lives with his uncle*: Dauerzustand).

Wenn aber der Zustand nicht andauert und eine Entwicklung oder Veränderung in Aussicht steht, kann diese Formel nicht zur Anwendung kommen, dieser begrenzte Zustand wird dann als unvollständige Handlung empfunden, was die P.F. zur Folge hat (z.B. *He is living with his uncle*: vorübergehend.).

Ohne diese Umdeutung der Begriffe der Ganzheit und des Teils (Anwendung auf den «lexical content») würde die für das Französische übliche Aspekttheorie im Englischen nur die Verben, die eine Handlung ausdrücken, umfassen.

Die Tatsache, daß die Zustandsverben ohne die erwähnte Umdeutung der Aspekttheorie eine Ausnahme bilden, mag ein Grund dafür sein, daß viele Forscher es als unmöglich betrachten, für den Gebrauch der S.F. und der P.F. einen gemeinsamen Nenner zu finden.

Ein anderer Grund wird etwa darin gesehen, daß die Verteilung von S.F. und P.F. auf der Zeitstufe der Gegenwart und derjenigen der Vergangenheit nicht die gleiche ist. Diesen Unterschied erklärt Hirtle damit, daß die wenigsten Handlungen in der Gegenwart als ganze gesehen werden können wegen der fehlenden zeitlichen Distanz zwischen dem Sprecher und der Handlung, während man sich Handlungen, die der Vergangenheit angehören, ohne weiteres als ganze vorstellen kann.

Die Organisation der Beispiele im zweiten Teil des Buches ist leider nicht immer klar, weil die Titel zum Teil nicht dem Inhalt entsprechen. Die beiden großen Kapitel «The Perfective» und «The Imperfective» enthalten je Beispiele mit der einen Form (S.F. bzw. P.F.) gefolgt von Gegenbeispielen mit der andern Form (P.F. bzw. S.F.). Die Folge davon sind zahlreiche unnötige Wiederholungen von schon Behandeltem. Unklarheit entsteht auch dadurch, daß die gewählten Begriffe zur Erfassung der Beispielgruppen auf verschiedenen Ebenen liegen. So enthält z.B. das Kapitel «The Perfective» ein Unterkapitel «Actions», das aufgeteilt ist nach Gesichtspunkten wie Tempus, Bedeutung des Verbs, Kontext usw. Es ist auch schwer einzusehen, warum im Kapitel «The Imperfective» (P.F.) die «Verbs that Tend to Avoid the Progressive» behandelt werden (es handelt sich um Verben der Sinneswahrnehmung usw.). Die Behandlung einer Form nach der andern, getrennt nach Zeitstufe, mit jeweiligen Querverweisen hätte sich auf die Klarheit und die Übersichtlichkeit besser ausgewirkt.

Peter Thalmann

³ Die Bedeutung der P.F., nur einen Teil des Geschehens zu evozieren, setzt Hirtle in Beziehung mit dem Wert des «present participle» (*singing*), das – um die Begriffe Guillaumes zu gebrauchen – den ersten Teil des Geschehens (also inklusive Anfangspunkt) «en décadence» (als schon geschehen) und den Rest «en incidence» (als noch nicht geschehen) darstellt.